

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Unter den Sternen.

Roman von Paul Böttcher.

(Fortsetzung.)

„Das trifft sich ja sonderbar“, warf hier die junge Dame ein und ein gewinnendes Lächeln umspielte bei diesen Worten ihre Mundwinkel.

„Dann bin ich wenigstens darüber beruhigt, daß Sie uns Ihre Hilfe nicht auf Kosten Anderer angebeihen lassen und ich hoffe keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie ersuche, zu Mittag unser Gast zu sein.“

Hermann war ziemlich überrascht von dieser unerwarteten Einladung und er wußte anfangs nicht, wie er sich dazu verhalten solle. Aber die schönen Augen der Sprecherin, die ihn schon längst gefangen hielten, dazu der naiv-kindliche Ausdruck ihrer Züge, mit dem sie ihre Worte begleitete, machten ihn widerstandslos und er acceptirte dankend diese Einladung, in welche auch die ältere Dame einstimmt.

„Wenn ich nicht sehr irre,“ fuhr die Sängerin in heiterem Geplauder fort, „so darf ich in Ihnen einen Freund der Kunst begrüßen, denn ich glaube Sie noch bei meinem jedesmaligen Auftreten im Theater gesehen zu haben. Und ebenso gern, wie Sie nach meinem Dafürhalten der Kunst huldigen, ebenso gern führe ich die Kunst aus, und diese Sinnenverwandtschaft berechtigt und ermutigt mich zu der Einladung, falls Ihnen diese überraschend gekommen ist. Außerdem aber sehen wir gern, meine Mutter und ich, Gäste in unserm Hause, denn es geht bei uns, da wir allein sind, immer sehr eintönig zu und wir müssen, um uns Zerstreuung zu verschaffen, sehr oft die Güte Anderer in Anspruch nehmen.“

Hermann fühlte sich beglückt von der natürlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sängerin; in ihrer Ausdrucksweise lag nichts von jener Gefallsucht und Koketterie, welche Eigenschaften das Weib oft so unliebenswürdig machen. Das im Gegensatz zu ihrem Beruf rein kindliche Wesen, dem nichts Unlauteres anhaftete, ihr einfaches und natürliches Auftreten, dem ein hoher Grad von Bildung noch die nöthige Festigkeit und Sicherheit verlieh, das Alles waren Eigenschaften, die Hermann ungemein fesselten und durch welche er sich lebhaft zu der jungen Dame hingezogen fühlte. Aber auch die ältere Dame war von so gewinnender Freundlichkeit, daß er sich bald ganz heimisch in diesem Kreise fühlte.

Während die Patientin den verwundeten Fuß auf dem Sopha ruhen ließ, hatte Hermann in einem Sessel neben der Sängerin Platz genommen und

bald waren alle drei in einer recht lebhaften Unterhaltung verknüpft, so daß die Verwundete bald den leidenden Fuß, und Hermann seinerseits vergaß, daß er hier nur ein Fremder, Geduldeter war. Auch wollte es ihm scheinen, als wenn er der älteren Dame schon irgendwo begegnet sei, nur vermochte er über das „wo“ und „wann“, soviel er auch nachsann, keinen Anhaltspunkt zu finden.

Auch während die schöne Gastgeberin das Essen servirte, das diesmal, um der Verletzten das Aufstehen zu ersparen, anstatt im Speisezimmer im Wohnzimmer geschah, fand Hermann Gelegenheit, in seinem Bekanntenkreis nach einer Ähnlichkeit mit jener Dame zu suchen; er griff zurück bis in die Zeit seiner Jugenderinnerungen, — da tauchte vor seinem geistigen Auge die Gestalt der Tante Agnes auf. Die Erzieherin der kleinen Franziska, seiner einstigen Jugendgespielin, mußte es sein, in deren Haus er heute auf so sonderbare Weise Einlaß gefunden, es war dieselbe Haltung, dieselben Gesichtszüge, das gleiche mildfreundliche Wesen, das seinerzeit in dem Faber'schen Hause waltete.

Er erschrak fast über sich selbst, als er an den Namen „Faber“ dachte. Wenn seine Patientin wirklich die war, wofür er sie hielt, dann konnte auch Fräulein Frigga Weise seine ehemalige Gespielin, Franziska Faber sein. Die Jugendjahre verändern den Menschen am ehesten und es war wohl möglich, daß er hier diejenige wiedergefunden, an die er schon so oft gedacht hatte. Aber gab es nicht auch Ähnlichkeiten, konnte er sich nicht eben so gut täuschen?

Hermann war in seinem Sdeengang so vertieft, daß er es beinahe überhört hatte, wie seine schöne Gastgeberin ihn zu Tische bat.

„Jetzt Herr Doctor, müssen Sie uns auch Ihren Namen nennen,“ sagte Frigga schelmisch lächelnd, und man konnte dieses Lächeln für eine schonungsvolle Rüge halten, dafür, daß er es bisher versäumt hatte, sich den Damen vorzustellen. „Wir wüßten sonst nicht einmal, wie wir Sie finden sollten, wenn wir wieder ärztliche Hilfe bedürfen.“

Hermann fühlte, daß er hier eine Tactlosigkeit begangen und er beeilte sich nun, das Versäumte nachzuholen. Der Vorstellung eine passende Entschuldigung voraussendend, sagte er: „Mein Name ist Hermann Faber!“

Hermann beobachtete dabei scharf und er gewahrte, wie beide Damen beim Nennen dieses Namens die Farbe wechselten; es wurde ihm nunmehr zur Gewißheit, daß er Franziska Faber gegenüberstand, — der Tochter desjenigen, durch dessen Hand nach seiner Ueberzeugung der Vater gefallen